

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 14

Artikel: Das Recht zu leben [Fortsetzung]
Autor: Wolff, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638246>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

guter Bub und immer an der Mutter gehangen. Augen hat er gemacht! „Schnell zum Doktor“, sag' ich, „spring, was du magst! Soll sofort herkommen. Sag' ihm, wie sie keuchen muß und Herz klopfen hat! Wed' auch die andern, bevor du gehst!“

Der Bub besinnt sich noch... „Nu“, sag' ich und weiß nicht, was er zu zögern hat. Ist mir dann in den Sinn gekommen, als er ein Weilchen später auf dem blutten Roß davonsprengte, hat nur überlegt, wie anfehren. „Jetzt muß man um ihn auch noch Kummer haben“, stöhnt die Mutter. Aber jaßt daß sie für ihn kummern muß, ist für sie das Rechte. Der Anfall läßt langsam, langsam nach, das Herz tobt weniger wild, der Atem wird besser. Nun sind auch meine übrigen Leut' gekommen, dann haben wir die Mutter in den Großvaterstuhl genommen, gewartet, gebangt und geplänget. Ich will nicht überflüssig davon reden, man weiß, wie lang solche Stunden werden. Einen Trost hatten wir: Fritz tut das Mögliche, und wenn der Doktor zu Hause ist, kommt er heilig sicher. In der Beziehung war er ein herrlicher Mann, unser lieber, guter Doktor. Bliß und Donner, Sturm und Wetter, Nacht und Graus hielten ihn nicht ab, wenn es Ernst galt. Und so nach anderthalb — zwei Stunden ertönt denn richtig Pferdegetrappel, die Tür geht auf, und der Doktor steht in der Stube.

„Guten Tag! Was macht Ihr für Geschichten, Mutter?“ Und greift schon nach dem Puls und behorcht die Brust, „Herzdelirien“, murmelt er, und nun geht's an den Hals und wieder an die Brust und so eine ziemliche Länge. Dann streckt er sich: „Der Kropf ist der Uebelthäter, der Kropf muß weg. Ihr müßt Euch operieren lassen, sofort, ohne Verzug, schon morgen.“

Wie meine Frau da dreingeschaut hat! Ein solches Entsetzen habe ich nie wieder gesehen.

„Nicht so schwer nehmen, nicht aufregen!“ mahnt der Doktor, sonst kommt die Atemnot wieder, und wer weiß, was das Herz für Geschichten macht!“

„Gibt's nicht ein anderes Mittel?“ bettelte ich.

„Nein. Jetzt heißt's entweder — oder. Operation, oder ich stehe für nichts gut. Und zwar müßt Ihr ins Spital in die Stadt. Unser Krankenhaus ist nicht eingerichtet und ich kann diese Operation nicht vornehmen.“ Noch ein paar beruhigende Worte, ein Hin- und Herreden und das Ergebnis ist:

„Nun, so wird es in Gottes Namen sein müssen.“

„Aber du mußt mit mir kommen und bei mir bleiben“, sagt meine Frau. „Allein gehe ich nicht, lieber sterben!“

„Ja, ja! sag' ich, und der Doktor verspricht, telephonisch alles anzuordnen, gibt noch allerhand Rat und Verhaltensmaßregeln, tröstet und beruhigt noch einmal und geht.

Wir lauschen auf die verhallenden Hufschläge, dann löst sich unsere Erstarrung. Bisher standen wir unter einem starken, fremden Willen. Jetzt schauen wir einander stumm an, und der Jammer packt uns erst recht. Meine Frau neigt den Kopf zur Seite und beginnt leise, aber bitterlich zu weinen. Ich stehe in ratloser Bestümmernis daneben: „Ich hätte es dir ja gerne erspart! Aber wenn es sein muß.“

Sie weint nur heftiger.

„Es wird schon gut kommen. Der Professor sei ja so ein Geschickter, es fehle ihm so gut wie nie.“

Sie schluchzte weiter.

„Freilich ja, eine Operation ist immer eine strenge Sache. Wenn ich sie dir doch nur abnehmen könnte!“

Immer trostloser weint sie.

Jetzt weiß ich mir auch nicht mehr zu helfen, trete ans Fenster, starre hinaus, und die Augen füllen sich mir mit Tränen. Dann gehe ich und lege ihr den Arm um die Schulter.

„Es ist so schrecklich! Gestern noch wußte ich nichts Besonderes, und morgen soll ich unter das Messer.“ Mit weitgeöffneten Augen starrt sie vor sich hin und einmal murmelt sie: „Wie sicher lebt der Mensch, der Staub, sein Leben ist

ein fallend Laub!“ Und endlich versiegen ihre Tränen. Aufatmend sehe ich mich auf den Betrand.

So still und friedlich war unser Lebensweg bis dahin gewesen! Jetzt dieser grausame Riß mitten durch Ruhe, Behagen, Glück und Frieden. So fest und zuverlässig schien der Grund, auf dem wir stunden! Nun wich plötzlich der Boden unter den Füßen und ein dunkler Abgrund gähnte uns an. Auch meine Frau beschäftigte sich unausgesetzt mit solchen Fragen, ich merkte wohl, wie es mit ihr rechnete: Wirst du es überstehen, oder soll es nun schon aus sein mit dem Leben?

Unter einmal fing sie wieder an bitterlich zu weinen und stieß heraus: „Womit habe ich verschuldet, daß solches Unglück über uns kommt?“

„Nicht so, nicht so“, wehrte ich ab. „Selberquälen trägt nichts ab. Denk' an das schöne Gellertlied:

Ich hab' in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden
Und Freuden ohne Zahl.
So will ich denn gelassen
Mich auch im Leiden fassen.
Welch Leben hat nicht seine Qual?

Wir wollen lieber vorwärts schauen. Wie vieles gibt es noch zu besorgen, bevor wir fort können!“

Schluß folgt in nächster Nummer.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

I. Fortsetzung.

Hollbruch machte eine ablehnende Bewegung.

„Ich verstehe vollkommen, Herr Keridan. Es handelt sich darum —“ Keridan unterbrach ihn.

„Einen Augenblick, bitte, Sie müssen mich zu Ende reden lassen. Die beiden Schweizer Freunde verlangen ihr Geld zurück, da sie es für ihre eigenen Unternehmungen benötigen. Die Gesetze verbieten aber die Rückzahlung. Ich bin also meinen Gläubigern gegenüber gedeckt. Verstehen Sie?“ Warum erzählt er mir dies alles, dachte Hollbruch gequält, ich bin ja bereit, alles, alles zu glauben.

„Aber es geht um etwas anderes, Herr Hollbruch. Wenn ich diese 800 000 Franken pünktlich zurückzahle, bekomme ich von einer Schweizer Bank ein Darlehen von zwei Millionen Franken, für das meine beiden Schweizer Freunde Bürgschaft leisten. Und dieses Darlehen benötige ich. Wenn ich dieses Geld nicht bekomme, muß ich die Fabrik schließen und 650 Arbeiter auf die Straße setzen. Verstehen Sie?“

„Nein, das verstehe ich nicht“, antwortete Hollbruch gegen seinen Willen und gegen sein Interesse.

„Warum verstehen Sie das nicht?“ fragte Keridan erstaunt.

„Wenn Sie jetzt 800 000 Franken zurückzahlen wollen, müssen Sie doch über diesen Betrag verfügen. Und wenn Sie 800 000 Franken besitzen, müssen Sie Ihre Fabrik nicht zu sperren.“

Keridan runzelte die Stirn. Seine violetten Augen wurden dunkel.

„Sie sind kein Kaufmann, Herr Hollbruch. Es ist nicht leicht, Ihnen geschäftliche Transaktionen klarzumachen. Das Geld, das ich jetzt zurückzahlen will, habe ich mir kurzfristig und zu unmöglichen Zinssätzen ausgeliehen.“

„Ich bin kein Kaufmann“, gestand Hollbruch.

Das Telephon läutete.

Keridan nahm den Hörer. Sein Gesicht entspannte sich und wurde knabenhaft sorglos, als er die andere Stimme erkannte.

„Guten Abend, Mira. Wie geht es dir?“

Seine Stimme bebte vor Zärtlichkeit.

Dann begann er in einer Sprache zu reden, die Hollbruch für Türftisch hielt.

3. Kapitel.

Keridan legte den Hörer auf.

„Das war meine Schwester Mira. Sie lebt in Luzern.“ Seine Augen verschleierten sich. „Sie ist sehr schön. Sie werden sie ja sehen. Vorausgesetzt, daß wir einig werden.“

Er schwieg. Hollbruch rauchte. Er war wie berauscht von diesen bitterfüßen Zigaretten.

„Heute ist der 28. März“, sagte Keridan sachlich. „Das Geld muß am 31. März in der Schweiz sein.“

„Ja“, antwortete Hollbruch ganz mechanisch.

„Sie müßten also in der Nacht vom 29. zum 30. März nach der Schweiz fliegen. Sollte Nebel den Flug unmöglich machen, so hätten wir noch die Nacht vom 30. zum 31. als Reserve.“

„Jawohl.“

„Sind Sie bereit, diesen Auftrag zu übernehmen, Herr Hollbruch?“

„Ja.“

Seine Stimme war jetzt so heiser wie die Keridans.

„Schön.“

Es war sehr still. Der Regen hatte sich verstärkt und schlug gegen die Fensterscheiben.

„Ich bezahle Ihnen 3000 Mark für den Flug.“

„Das ist nicht viel“, sagte Hollbruch mühsam.

„Wenn ich Ihnen mehr anbieten würde, müßten Sie annehmen, daß es sich um eine strafbare Geldverschiebung handle.“

„Wir wollen uns doch nichts vormachen, Herr Keridan“, rief Hollbruch unnötig laut. „Strafbar ist die Sache in jedem Fall. Das wissen Sie genau so gut wie ich.“

„Natürlich, aber es kommt darauf an, aus welchen Motiven man irgendeinen Gesetzesparagraphen übertritt. Sie bringen das Geld nicht nach der Schweiz, um Kapital zu verschieben, sondern um 650 deutschen Arbeitern Brot zu geben.“

Hollbruch schwieg verdrossen.

„Außerdem bekommen Sie 1000 Mark als Spesenbeitrag.“

Hollbruch wollte aufstehen, auf den Tisch schlagen, schreien, irgend etwas zerstören, aber er sah das Gesicht seiner Frau, das aus den Rauchwolken des Zimmers aufzutauchen schien, und er bezwang sich. Zuerst mußte man leben, zuerst mußte man seiner Frau etwas zum Essen geben, zuerst —

„Ich will es tun“, sagte er leise.

„Wie lange brauchen Sie für die Strecke Magdeburg bis Luzern?“

„Ich rechne mit vier bis sechs Stunden.“

„Dann empfehle ich Ihnen, um elf Uhr nachts zu starten.“

„Jawohl.“

„Sie werden das Geld nach Luzern bringen und meiner Schwester aushändigen. Sie wohnt in der Villa Mira. Jeder Droschkenschaffeur in Luzern wird Sie hinbringen.“

Hollbruch nickte. Viertausend Mark, dachte er und schluckte schwer. Viertausend Mark! Wir sind gerettet, Dieten! Wir dürfen leben!

Die Stimme Keridans kam aus weiter Ferne.

„Welche Garantien wollen Sie mir bieten, Herr Hollbruch?“

„Garantien?“ Hollbruch starrte ihn fassungslos an. „Sie müssen Vertrauen zu mir haben.“

„Vertrauen ist eine schöne Sache, aber Mißtrauen ist vortheilhafter.“

„Ich bin ein armer Teufel, Herr Keridan. Sie können von mir keine Bürgschaft verlangen.“

„Ich muß sie verlangen. Es ist Ihnen doch klar, obwohl Sie ein Gentleman sind, daß ich vollkommen in Ihren Händen bin, sobald Sie von mir das Geld erhalten haben. Dieses Geld ist ebenso vogelfrei wie ich selber, der Russe mit dem Mansenpaß. Sie können mit dem Geld machen, was Sie wollen. Ich bin überzeugt davon, daß Sie den Betrag zuverlässig meiner Schwester übergeben werden; denn wenn ich nicht davon überzeugt wäre, würde ich mit Ihnen nicht verhandeln. Aber wer kennt die Menschen? Wer kann die letzten und verborgensten Gedanken eines Menschen erraten? Vielleicht kommen Sie, während Sie durch

die Nacht fliegen, auf den sehr naheliegenden Gedanken, das Geld nicht abzuliefern, sondern für sich zu behalten.“

Hollbruch sprang auf.

„Ich bin kein Dieb, Herr Keridan!“

„Das wäre nicht mal Diebstahl. Es wäre Ausnützung einer Chance und überdies durchaus gefahrlos. Soweit das Strafgesetzbuch in Frage kommt. Ich könnte nicht mal eine Strafanzeige gegen Sie erstatten, weil ich mich selber strafbar gemacht habe. Das ist Ihnen doch klar?“

Hollbruch sekte sich schweigend nieder.

„Sie werden also zugeben, daß ich mich sichern muß, soweit es mir möglich ist. Geld ist das stärkste Gift, das es auf der Welt gibt. Es lebt kein Mensch, der diesem Gift auf die Dauer widerstehen könnte.“

Hollbruch sah die viertausend Mark davonschwimmen.

„Welche Bürgschaft könnte ich Ihnen leisten?“ fragte er hoffnungslos. Keridan schien lange zu überlegen, bevor er antwortete.

„Sie haben eine Frau, die Sie lieben. Sie werden mir Ihre Frau als Bürgin anvertrauen.“

„Das ist unmöglich!“ schrie Hollbruch.

„Warum sollte das unmöglich sein? Haben Sie Angst, mir Ihre Frau anzuvertrauen, weil ich zu jung bin? Erscheine ich Ihnen gefährlich?“ Er verzog geringschätzig den Mund. „Sie können sehr beruhigt sein. Ihrer Frau geschieht nichts.“

Hollbruch sah ihn voll Haß an.

„Oder sind Sie Ihrer Frau nicht sicher?“ höhnte Keridan. „Sie können ihr ja eine Gardedame mitgeben, ich habe nichts dagegen.“

Hollbruch schloß die Augen, um das Gesicht dieses Erpressers nicht mehr zu sehen, das ihn zu sinnlosen Handlungen aufreizte.

„Sind wir einig?“ fragte Keridan einlenkend.

„Es ist zu demütigend“, flüsterte Hollbruch gequält.

„Sie übertreiben. Was ist denn schon dabei, wenn Ihre Frau einmal statt in der Innsbruckerstraße eine Nacht in einer netten Villa in Dahlem schläft?“

„Ersparen Sie mir diese Demütigung, Herr Keridan“, bat Hollbruch fast flehend.

„Ich muß darauf bestehen.“

Hollbruch erhob sich.

„Dann verzichte ich, Herr Keridan. Verzeihen Sie, daß ich Sie so lang aufgehalten habe.“ Er atmete schwer. Sein Gesicht war grau. „Wie komme ich aus dem Haus?“

„Ich werde Sie hinunterführen“, sagte Keridan höflich. „Sie sollten sich die Sache nochmals in Ruhe überlegen.“

„Hier gibt es nichts zu überlegen. Alles hat Grenzen. Ich bin bereit, eine fragwürdige oder sogar ehrlose Arbeit zu leisten, nicht um meinetwillen, das dürfen Sie von mir glauben, sondern für meine Frau. Aber was Sie von mir verlangen, ist untragbar für mich. Ich kann es einfach nicht. Ich müßte mich so tief verachten, daß ich nicht mehr leben könnte.“

In dieser Minute liebte Keridan nahezu diesen hageren Kavalier mit den hungrigen Augen.

„Erlauben Sie mir, Ihnen einen Rat zu geben, Herr Hollbruch.“

„Bitte.“

„Tragen Sie die Sachen Ihrer Frau vor. Lassen Sie Ihre Frau entscheiden. Frauen haben in solchen Dingen einen sichereren Instinkt als Männer.“

„Ich will es mir überlegen.“

„Ich bleibe Ihnen bis morgen Mittag im Wort.“ Er schrieb eine Nummer auf einen Zettel. „Rufen Sie diese Nummer an. Wenn Sie sich bis Mittag nicht gemeldet haben, muß ich einen andern Mann nach der Schweiz schicken. Es wäre mir lieber, wenn Sie fliegen wollten.“

Hollbruch steckte den Zettel nachlässig in die Manteltasche.

„Guten Abend, Herr Keridan.“

„Auf Wiedersehen, Herr Hollbruch. Ich habe mich gefreut, Sie kennenzulernen.“ Er holte aus der Hosentasche ein Bündel von Hundertmarkscheinen, das von einer goldenen Klammer

festgehalten wurde. „Ich nehme an, daß Sie Geld brauchen. Darf ich Ihnen einen kleinen Vorschuß anbieten?“

Hollbruch starrte verzweifelt die Geldscheine an.

„Danke“, sagte er mit einer vollkommen klanglosen Stimme.

„Ich brauche kein Geld.“

Er hatte fünfzig Pfennige in der Tasche.

4. Kapitel.

Hollbruch wartete an der Haltestelle auf die Straßenbahn. Es regnete jetzt in Strömen. Vom Dach der Fabrik strahlte „Keridan-Radio“ durch die Nacht.

Hollbruch hatte das Gefühl, als wäre er der letzte lebende Mensch inmitten einer Sintflut. Alles war schon tot und ertrunken. Nur „Keridan-Radio“ lebte noch. Aber dann kam ein Auto aus der Fabrik, ein langer niedriger Wagen, der an Hollbruch vorbeisagte und ihm den Straßenfot ins Gesicht schleuderte. Hollbruch lachte verzweifelt auf und wischte sich den Schmutz aus dem Gesicht.

Nach zehn Minuten erschien eine Straßenbahn. Hollbruch stieg in den Raucherwagen und setzte sich in eine Ecke. Zwei alte Männer saßen in dem Wagen und rauchten schweigend armselig stinkende Zigarren. Der Schaffner war ein blasser schwächlicher Mensch und hustete sehr.

Biertausend Mark, dachte Hollbruch und schloß die Augen. Viertausend Mark waren heute ein Vermögen. Und man konnte fliegen, man sah nicht herum, man hatte etwas zu tun, es gab Gefahr und Wagnis. Das Wasser tropfte von seinem Hut. Die Füße waren naß. Die Schuhe hatten Sohlen, die dünn geworden waren wie ein Blatt Papier.

„Mit vier Mark fuffzig in der Woche kannst du leben“, sagte der alte Mann.

Nach einer Weile, nach einer Ewigkeit antwortete der andere alte Mann:

„Ne, kann man nich.“ Er lächelte verschmigt. „Aber man lebt doch.“

Tapfere alte Männer, dachte Hollbruch und versank in einen Halbschlaf, aus dem ihn das Rütteln des Wagens immer wieder emporriß.

Als er vor seinem Haus in der Innsbruckerstraße stand, war es zehn Uhr durch. Da der Aufzug nicht unten war, stieg Hollbruch die Treppen hoch. Er stieg sehr langsam, Schritt für Schritt, als hätte er Angst, sein Ziel zu erreichen. Noch vor dem Läuten zögerte er eine Minute lang. Es wurde sofort geöffnet. Dieten schien bei der Tür gewartet zu haben.

„Guten Abend, Peterchen“, sagte sie mit ihrer schönen Altstimme, die wie ein sanftes Feuer wärmte. „Mein Gott, du bist ja pitschenaß.“

„Es regnet, Dieten“, sagte er kümmerlich.

Sie nahm ihm Hut und Mantel ab.

„Die Schuhe mußt du auch ausziehen.“

Sie zwang ihn, sich niederzusetzen und holte trockene Strümpfe und die Hausschuhe.

„Heute ist festliche Beleuchtung?“ fragte er mit einem kläglichen Versuch zu scherzen.

In der Diele brannte eine Kerze. Das elektrische Licht war schon seit Wochen gesperrt.

„Fein, was?“ antwortete sie und lachte ihn an. „Ich habe drei Kerzen gekauft.“

„Woher hast du so viel Geld genommen?“

„Ich habe noch eine alte Seidenbluse entdeckt. Frau Marzahn, die Gemüsefrau, hat sie mir abgekauft. Zwo Mark fünfzig. Fabelhaft, nicht?“

Er stand auf und umarmte schweigend seine Frau. Er konnte kein Wort sagen, so zugeschnürt war ihm der Hals.

„Komm, Peterchen, jetzt mußt du essen.“

In dem großen Speisezimmer standen nur ein Tisch und zwei Sessel.

Auf einem Teller lagen ein paar Scheiben Wurst, außerdem gab es ein bißchen weißen Käse und ein Viertelpfund Edel-Margarine.

„Du bist ja schrecklich leichtsinnig, Dieten.“

„Bin ich auch. Wenn ich Geld in der Hand habe, schmilzt es weg wie Schnee im Juli. Na, laß gut sein, Peterchen. Bis wir reich sind, wollen wir zu sparen beginnen.“ Sie machte die Brote zurecht und schob sie ihm zu. „Jetzt fang mal mit dem Essen an.“

„Na und du?“

„Ich habe schon gegessen.“

Er blickte sie ungläubig an.

„Was denn?“

„Weißer Käse mit Schnittlauch. War erstklassig.“

„Ne Scheibe Wurst mußt du mit mir essen.“

„Ach, quäl' mich doch nicht, Peterchen. Ich kann wirklich nicht mehr.“

„Sonst schmeckt es mir nicht, Dieten.“

Sie aß gehorsam von der Wurst.

„Heißer Tee wäre jetzt schön“, meinte er gedankenlos.

„Tee kann ich dir leider nicht anbieten.“ Das Gas war schon seit Wochen gesperrt. „Aber du kriegst was anderes.“ Sie sprang auf, lief in die Küche und kam mit einer Flasche Johannisbeer-Wein zurück. „Lecker, nicht?“

„Das alles hast du für zwei Mark fünfzig bekommen?“

„Und Zigaretten auch noch!“

„Donnerwetter!“

„Und zwei Apfelsinen außerdem und überdies eine Rippe Schokolade.“ Sie begann herzlich zu lachen. „Aber von der Schokolade kann ich nichts mehr abgeben. Die habe ich schon aufgeessen.“

Er sah sie lächelnd an, aber das Herz tat ihm weh. Wie mager war Dieten's Gesicht! Das flackernde Licht der Kerze höhlte ihre Wangen aus. Die Augen waren viel zu groß.

„Du ist ja gar nichts, Peterchen.“

„Ich habe keinen Hunger mehr, Dieten. Wir wollen uns was für morgen aufheben.“

Sie hob die schmalen Schultern hoch.

„Ach morgen! Morgen ist ein neuer Tag. Ich doch!“

„Ich kann wirklich nicht mehr.“

„Rauchen?“

Er nickte und zündete die Zigarette an, die seine Frau ihm anbot. Die Zigarette schmeckte wie brennendes Stroh.

Dieten räumte den Tisch ab und trug die Teller mit den Resten des Abendbrotes in die Küche. Dann kam sie zurück und setzte sich ihrem Mann gegenüber, der in die Kerzenflamme starrte. Sie hätte nicht fragen müssen, denn sie konnte alles aus Hollbruchs Gesicht lesen, aber sie fragte, um ihrem Mann Gelegenheit zum Sprechen zu geben.

„Nun, wie war's denn, Peterchen? Willst du mir nicht erzählen?“

„Aber natürlich, Dieten.“

Er berichtete seiner Frau von der Unterredung mit Keridan bis zu dem Punkt, an dem die Frage der Bürgschaft ins Spiel kam.

Dieten hörte andächtig und mit brennenden Augen zu, niemand konnte so zuhören wie Dieten, ihre Wangen waren gerötet, der Mund zuckte, die Nasenflügel bebten. Als Hollbruch schwieg, rief sie atemlos:

„Das ist doch herrlich, Peter. Viertausend Mark! Gibt es wirklich noch so viel Geld? Viertrausend Mark! Das ist die Rettung, Menschenkind.“

Sein Gesicht war starr und hoffnungslos.

„Du sollst dich nicht freuen, Dieten. Das wird nicht.“

Sie sah ihn verwundert an.

Warum soll das nicht werden? Das ist doch eine ganz klare und glatte Sache. Der Mann ist ein Schieber, der sein Geld nach der Schweiz bringen will.“

„Nein, Dieten. Das ist ganz falsch. Der Mann ist kein Schieber. Bestimmt nicht.“

Fortsetzung folgt.